

Yvon Chouinard

Lass die Mitarbeiter surfen gehen!

Die Erfolgsgeschichte eines eigenwilligen Unternehmers

Aus dem Englischen von Silvia Kinkel

REDLINE | VERLAG

© des Titels »Lass die Mitarbeiter surfen gehen!« (ISBN 978-3-86881-051-6)
2009 by Redline Verlag, FinanzBuch Verlag GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.redline-verlag.de>

GESCHICHTE GESCHICHTE

© des Titels »Lass die Mitarbeiter surfen gehen!« (ISBN 978-3-86881-051-6)
2009 by Redline Verlag, FinanzBuch Verlag GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.redline-verlag.de>

Welches kleine Kind träumt schon davon, eines Tages Unternehmer zu werden? Es will ein Feuerwehrmann, Profisportler oder Förster sein. Die Lee Iacoccas, Donald Trumps und Jack Welchs der Geschäftswelt sind für niemanden Helden – außer für andere Geschäftsleute mit ähnlichen Werten. Ich wollte als kleiner Junge Pelztierjäger werden.

Mein Vater war ein zäher Frankokanadier aus Quebec. Papa drückte gerade mal drei Jahre die Schulbank, als er im Alter von neun Jahren auf der Familienfarm mitarbeiten musste. Später arbeitete er als Stuckateurgeselle, Zimmermann, Elektriker und Klempner. In Lisbon, Maine, wo ich geboren wurde, reparierte er sämtliche Webstühle der Worumbo Woolen Mill. Eine prägende Erinnerung an meine frühe Kindheit besteht darin, dass ich ihn in der Küche neben dem holzbefeuerten Ofen sitzen sehe, während er eine Flasche Whisky trinkt und dabei ist, sich einige seiner Zähne, sowohl gute als auch schlechte, mit seiner Elektriker-Kombizange herauszuziehen. Er brauchte ein Gebiss, war aber der Meinung, dass der Zahnarzt im Ort zu viel Geld für etwas verlangte, das er leicht selbst erledigen konnte.

Wahrscheinlich habe ich klettern gelernt, noch bevor ich laufen konnte; Pater Simard, der über uns in dem Haus lebte, das wir gemietet hatten, ermunterte mich dazu, die Stufen zu ihm hochzukrabbeln, wo er mich mit einem Löffel Honig belohnte. Als ich ungefähr sechs war, nahm mein Bruder Gerald mich mit zum Fischen. Er befestigte heimlich einen 25 Zentimeter großen Hecht am Ende der Leine und ließ mich glauben, dass ich ihn gefangen hätte. Seitdem bin ich besessen vom Angeln.

Fast jeder in Lisbon war Frankokanadier und bis zu meinem siebten Lebensjahr besuchte ich eine französischsprachige katholische Schule.

Meine zwei Schwestern, Doris und Rachel, waren neun und elf Jahre älter, und da mein Bruder beim Militär war und mein Vater ständig arbeitete, wuchs ich umgeben von Frauen auf. Ich habe dieses Umfeld seither bevorzugt. Meine Mutter Yvonne war die Abenteuerlustige in der Familie und es war ihre Idee, 1946 nach Kalifornien umzuziehen. Sie hoffte, dass das trockene Klima das Asthma meines Vaters lindern würde.

Wir versteigerten all unsere Habseligkeiten einschließlich der Möbel, die mein Vater selbst gebaut hatte, und an einem für mich traumatischen Tag zwängten wir sechs uns in den Familien-Chrysler und fuhren gen Westen. Irgendwo an der Route 66 hielten wir neben einem indianischen Hogan. Meine Mutter nahm das Getreide, das sie für die Reise aufgespart hatte und gab alles einer Hopi-Frau und ihren hungrigen Kindern. Dieses Ereignis war wahrscheinlich meine erste Lektion in Sachen Nächstenliebe.

In Burbank angekommen, wohnten wir zunächst bei einer anderen frankokanadischen Familie und ich wurde in eine öffentliche Schule gesteckt. Ich war das kleinste Kind in der Klasse, konnte kein Englisch und musste mich ständig verteidigen, weil ich einen »Mädchennamen« trug.

So tat ich, was jeder zukünftige Unternehmer wahrscheinlich getan hätte:
Ich lief weg.

Meine Eltern versetzten mich auf eine Konfessionsschule, wo ich mir von den Nonnen helfen lassen konnte. In meinem Zeugnis aus diesem Jahr steht hinter jedem Fach ein »Ausreichend«. Die Sprache und die kulturellen Unterschiede machten mich zu einem Einzelgänger und ich verbrachte den größten Teil meiner Freizeit allein. Bevor den anderen Kindern in meiner Nachbarschaft überhaupt erlaubt wurde, selbstständig die Straße zu überqueren, radelte ich elf oder zwölf Kilometer zu einem See auf einem privaten Golfplatz, wo ich mich zwischen den Weiden vor den Wächtern verbarg und Blaukiemen und Barsche angelte. Später entdeckte ich die städtische Wildnis des Griffith Park und des Los Angeles River, wo ich jeden Tag nach der Schule damit zubrachte, Frösche aufzuspießen, Flusskrebse zu fangen und Wildkaninchen



Die Familie Chouinard an ihrem ersten Tag in Kalifornien. 1946.
Mit freundlicher Genehmigung von Patagonia

mit Pfeil und Bogen zu jagen. Im Sommer schwammen wir in einem schaumbedeckten Gewässer, das vom Abflussrohr der Filmentwicklungslaboratorien eines Filmstudios gespeist wurde. Falls ich jemals an Krebs erkrankte, ist es wahrscheinlich auf diese Zeit zurückzuführen.

Die High School war am schlimmsten. Ich hatte Pickel, konnte nicht tanzen und hatte kein Interesse an irgendeinem Fach – abgesehen vom Werken. Aufgrund meiner »inneren Einstellung« musste ich ständig nachsitzen. Ich glänzte bei Sportarten wie Baseball und Fußball, aber sobald wir vor Publikum spielten, vermasselte ich jeden Ball. Schon in jungen Jahren lernte ich, dass es besser ist, sein eigenes Spiel zu erfinden, dann kann man wenigstens immer gewinnen. Ich fand meine Spiele im Meer, an Flüssen und in den Hängen rund um Los Angeles.



Einige Mitglieder des Southern California Falconry Club. Rechts mit dem Habicht das bin ich. 1956.

Mit freundlicher Genehmigung von Patagonia

Mathematik war manchmal so langweilig, dass ich die ganze Zeit an die Decke starrte und versuchte, sämtliche Löcher in den perforierten Schallschutzplatten zu zählen. Die Geschichtsstunden waren eine gute Gelegenheit, das Luftanhalten zu üben, sodass ich an den Wochenenden ohne Tauchausrüstung tiefer tauchen konnte, um Seeohrschnecken und Hummer zu fangen, die es vor der Küste von Malibu reichlich gab. Wenn wir Unterricht in der Autowerkstatt hatten, rutschte ich mit dem Rollbrett unter das Auto, an dem ich arbeitete, und kam nur heraus, um mir die Beine des hübschen Mädchens anzusehen, das immer kam, um die Liste abzuhaken.

Gemeinsam mit ein paar anderen Außenseitern und Erwachsenen wie Robert Klimes, einem Musiklehrer, und Tom Cade, einem Studenten an der University of California, Los Angeles, gründeten wir den Southern Califor-



Beim Abseilen am Stony Point, San Fernando Valley.
Anfang der 1950er Jahre.

Mit freundlicher Genehmigung von Patagonia

nia Falconry Club, in dem wir Habichte und Falken für die Jagd abrichteten. Jedes Wochenende im Frühling zogen wir los, um Falkennester zu suchen; manchmal versahen wir die Jungtiere für die Behörden mit Bändern oder wir nahmen einen jungen Falken mit, um ihn auszubilden. Unser Club war verantwortlich für die Einführung der ersten Falknerei-Regeln in Kalifornien.

Es war die prägendste Zeit meines Lebens. Wenn ein Fünfzehnjähriger einen wilden Hühnerhabicht fangen muss, die ganze Nacht mit ihm wach bleibt, bis der Vogel schließlich genug Vertrauen entwickelt, um auf seiner Faust einzuschlafen, und den stolzen Vogel dann nur durch positive Bestätigung erzieht, würde der Zen-Meister fragen: »Wer erzieht hier eigentlich wen?«

Einer der Erwachsenen, Don Prentice, war Bergsteiger. Er brachte uns bei, wie man sich zu den Falken-Horsten auf den Klippen abseilt. Bis dahin hatten wir immer nur das Seil festgehalten und uns daran entlang heruntergehangelt. Aber er zeigte uns, wie man Manilaseile (von der Telefongesellschaft gestohlen) um die Hüfte und über die Schulter wickelt, um das Hinabgleiten zu kontrollieren. Wir hielten das für den größten Sport überhaupt. Wir trainierten unentwegt, feilten an unserer Technik und probierten Neues aus. So stellten wir unsere eigene ledergepolsterte Abseilkleidung her, damit wir uns noch schneller abseilen konnten.

Wir sprangen auf Güterzüge und fuhren zum westlichen Ende des San Fernando Valley, um das Abseilen von den Sandsteinfelsen des Stony Point zu üben. Wir hatten keine spezielle Ausrüstung oder Kletterstiefel, sondern trugen Turnschuhe oder gingen barfuß.

Anfangs kamen wir gar nicht auf die Idee, die Felsen hinaufklettern zu wollen – bis zu dem Tag, als ich mich in einem Kamin am Stony Point abseilte und auf diesen Burschen vom Sierra Club stieß, der hinaufklet-

terte! Daraufhin brachten wir Don Prentice dazu, uns ein paar Klettertipps zu geben, und in diesem Juni – ich war gerade sechzehn – steuerte ich meinen 1940er Ford, den ich beim Unterricht in der Autowerkstatt wieder fit gemacht hatte, nach Wyoming. Ich erinnere mich an das großartige Gefühl, bei Temperaturen von 38 Grad Celsius allein durch die Wüste von Nevada zu fahren, vorbei an Oldsmobiles und Cadillacs, die wegen Überhitzung anhalten mussten und mit offenen Motorhauben am Straßenrand standen.

Ich traf mich mit Don Prentice und einigen anderen jungen Burschen in Pinedale, Wyoming, und wir unternahmen eine Rucksacktour in die nördliche Wind River Range. Dort wollten wir den Gannett Peak besteigen, den höchsten Berg von Wyoming, aber es gab keine Wegweiser und wir verirrten uns. Ich wollte an der Westseite hoch, während andere durch Rinnen nach Norden aufsteigen wollten. Wir teilten uns und ich erklomm einige Felsbänder auf der Westseite. Gegen Ende des Tages stand ich allein auf dem Gipfel in einem Gewitter und schlidderte mit meinen glatt besohlenen Sears-Arbeitsstiefeln die Schneefelder entlang.

Von da aus fuhr ich in die Tetons, um dort den Rest des Sommers zu verbringen und klettern zu lernen. Ich überredete schließlich zwei Kerle aus Dartmouth, die einen Aufstieg durch die Templeton-Spalte auf die Symmetry-Spitze planten, mich mitzunehmen. Nachdem mich andere Bergsteiger wegen meiner geringen Erfahrung abgelehnt hatten, ging ich auf meine Geschichte nicht ausführlicher ein. Das würde mein erster wirklicher Seilaufstieg sein, aber ich tat so, als sei ich erfahren, und hielt mich ran, selbst als sie mich baten, bei der schwierigsten Steigung, einer nassen, rutschigen Spalte, zu führen. Sie reichten mir Kletterhaken und